

Kanaanäer auf die Gottesvorstellung Israels ausgeübt haben könnte. Der Verfasser beginnt mit dem Götter- und Gottesglauben in *Israels nomadischer Vorzeit*, bespricht den Gott der Väter, dessen Bild durch die Berührung mit den kanaanäischen Landesgöttern, ihren Heiligtümern und Kultlegenden sich gewandelt habe. Er gibt zu, daß mangels des nötigen Quellenmaterials sichere Ergebnisse nicht aufzuweisen seien, sondern mit vielen Vermutungen gearbeitet werden müsse. Der Gott der Väter sei dann im Gott des Exodus und in dem vom Sinai, d. h. in Jahwe, aufgegangen. Entsprechend neuerer traditionsgeschichtlicher Forschungen ist auch er der Ansicht, die Jahweverehrung gehöre nicht zum Urbestand der Sinaitradition, wie auch nicht festzustellen sei, wo das erste und zweite Gebot sowie das Sabbatgebot herstamme. Er betrachtet sie als Eigenheit und Sondergut der Religion Israels.

Zur *Frühzeit nach der Landnahme* übergehend, betont er, daß es durch den Übergang von der nomadischen zur bürgerlichen Lebensweise bei den Israeliten zu einer gewissen Nivellierung der Gegensätze zwischen ihnen und den Kanaanäern gekommen sei, so daß es u. a. Gemeinsamkeiten im Kult, ja sogar einen gewissen Synkretismus gegeben habe. Andererseits aber sei der Jahweglaube und die Jahweverehrung durch die Erfahrung, die die Israeliten mit ihrem Gott als Kriegsgott in den heiligen Kriegen, durch den damit verbundenen Bann, durch die Tatsache, daß einzelne Männer vom Geist Gottes ergriffen wurden, durch den Zwölfstämmebund und die einzelnen Heiligtümer, besonders durch das Heiligtum, das die Bundeslade barg, neu angefaßt und gestaltet worden.

Die *Königszeit* brachte, wie der Verfasser weiter darlegt, eine tiefe Wandlung und Bereicherung der Gottesaussagen Israels. Dazu trug bei, daß der kanaanäisch-israelitische Synkretismus in voller Blüte stand, daß die Zionstraditionen sich bildeten und entwickelten, die mit uralten mythischen Motiven durchsetzt gewesen seien, daß ein neues Verhältnis Jahwes zum dynastischen Königtum aufkam. Der El und der Baal der Kanaanäer wurden Anlaß zu entschiedeneren und neuen Aussagen über Jahwe. Man sprach vom Königtum Jahwes, vom heiligen Gott, vom lebendigen Gott. Man schilderte seine Macht und Schrecklichkeit in Bildern von Naturtheophanien. Man stellte ihn jetzt als Schöpfer heraus, erinnerte an seinen Drachen- und Meereskampf. Neben seinem Wirken in der Geschichte erkannte man jetzt auch sein Wirken in der Schöpfung. Mythisches und geschichtliches Denken gingen parallel. Aus den Vorstellungen vom altorientalischen Königtum erstanden die Themen vom Sohn Gottes, vom Ebenbild Gottes und vom Messias. Träger des Neuen und doch ewig Alten in der Jahwereligion wurden jetzt die Propheten, die als Heils- und Unheilskündler der angestammten Religion eine neue Note gaben.

Die *Spätzeit*, d. h. die exilische und nachexilische Zeit, machte aus dem einstigen Stämmebund die jüdische Gemeinde. Die Katastrophe vom Untergang Jerusalems im Jahre 587 v. Chr. und die Gefangenschaft brachten Glaubenskrisen und Wachstum im Glauben. In eine neue Zukunft weisen Ezechiel und Deuterojesaja; ihre neuen Aussagen über Gott entzündeten sich an den Göttern des Herrschervolkes. Neubesinnung und Ausweitung des theologischen Denkens traten ein, die sich nach dem Exil bei den Daheimgebliebenen wie bei den Heimge-

kehrten und in der Fremde Gebliebenen fortsetzten. Ausschließlichkeit ihres Glaubens wird das besondere Merkmal des Neuen, kultische Gebräuche wie die Beschneidung und das Sabbatgebot erhalten entscheidende Bedeutung, die Tora wird Grundlage für das Verhältnis zu Gott. In der Diaspora wird die Synagoge zur Feste des Glaubens. In gewollter Abgesondertheit lebt jetzt das Gottesvolk und widmet sich seinen heiligen Schriften, von denen eine große Anzahl neu erstet, von denen die überlieferten zunächst in einzelne Sammlungen (Pentateuch, Prophetenkanon) zusammengefaßt werden und die schließlich alle zusammen als die Heilige Schrift in Erscheinung treten. Nach innen aber löst sich das Gottesvolk, bei dem die Diasporajuden sehr überwogen durch den Zustrom aus der heidnischen Bevölkerung, immer mehr auf in „die Frommen“ und „die Gottlosen“. Die Makkabäerzeit machte dies in erschütternder Weise sichtbar. Als Zeit ärgster religiöser Bedrängnis zeitigte sie das Danielbuch und damit die Entstehung der apokalyptischen Literatur. Ihre Gottesaussagen beziehen sich auf den Weltenherrscher, den Alten der Tage, der alle Weltreiche überwindet und sein Reich aufrichtet – am Ende der Tage. Die Apokalyptik zielt auf die fernste Zukunft, auf das Endgericht, das alles Böse beseitigt und die ewige Gerechtigkeit bringt, ja den Tod überwindet und alle zur Auferstehung ruft. Der Glaube an die allgemeine Auferstehung der Toten wird lebendig, damit Jahwe als derjenige, der die Seinen an seiner Ewigkeit teilnehmen läßt.

Zusammenfassend würdigt der Verfasser *das alttestamentliche Erbe* mit den wichtigsten Ergebnissen seiner Untersuchung in seiner Bedeutung.

Das Buch ist eine ausgezeichnete Studie zum Verständnis des alttestamentlichen Gottesglaubens, dessen, was von oben in ihm sich birgt, und dessen, was Umwelt und der israelitische Geist an ihm gestaltet haben durch Assimilation und Antithese. Viele neue und interessante Aspekte werden dem aufmerksamen Leser geboten. In Einzelheiten, sowohl was einige Voraussetzungen als auch was einige Folgerungen angeht, kann man trotzdem anderer Meinung sein. Jedenfalls wurde mit diesem Buch eine wertvolle Diskussionsgrundlage geschaffen.

Dr. Karl Krämer

FRIEDRICH SCHRÖGER: Der Verfasser des Hebräerbriefes als Schriftausleger. (Biblische Untersuchungen, herausgegeben von Otto Kuss, Band 4.) Regensburg 1968. Verlag Friedrich Pustet. 360 Seiten.

Das Anliegen dieser überaus fleißigen und mühevollen Arbeit charakterisiert der Verfasser selbst außerordentlich treffend im Vorwort, aus dem wir deshalb die für unseren Literaturhinweis entscheidend einblickgebenden Sätze zitieren möchten.

F. Schröger schreibt dort: »Der Verfasser des Hebräerbriefes teilt mit den anderen Autoren der Schriften des Neuen Testaments die Auffassung, daß der besondere, eigentliche, wenn auch in mancher Hinsicht verschlüsselte Inhalt der „Schrift“, also des heiligen Buches der Juden, im wesentlichen unseres heutigen Alten Testaments, das Kommen und Wirken Jesu sei. Um die Gemeinde nun, an die er sich offenbar mit seinem Schreiben wendet und in der die „Schrift“ offenbar autoritative Geltung besaß, von dieser seiner Auffassung zu überzeugen, macht er sich daran, die neue Botschaft von Jesus Christus in der „alten“, „heiligen Schrift“, der ein-

zigen, die es für ihn gab, aufzuzeigen; den Lesern soll klargemacht werden, wie diese „Schrift“ allein „richtig“ gelesen werden muß, damit das von Gott durch Jesus Christus gewirkte und eben in der „Schrift“ schon längst bekundete Heil auch als Gottes „Heilsplan-seit-jeher“ verstanden werden kann.« Aus diesem Bemühen heraus erarbeitet der Verfasser die literarischen Grundlagen, die für das Verständnis des Hebräerbriefes von entscheidender Bedeutung sind. Ebenso zeigt er andererseits die Unterschiedlichkeiten im Denken über die „Schriftverwendung“ auf, die das Damals vom Heute trennen. Der vom Verfasser bescheiden vorgetragene Wunsch, auch der heutigen theologischen Diskussion eine Hilfe leisten zu wollen, dürfte über jede Frage hinaus in außerordentlich dankenswerter Weise erfüllt sein! O. K.

GERD SCHUNACK: Das hermeneutische Problem des Todes. Im Horizont von Römer 5 untersucht. (Hermeneutische Untersuchungen zur Theologie 7.) Tübingen 1967. Verlag J. C. B. Mohr. 318 Seiten.

JÜRGEN HEISE: Bleiben. Menein in den Johanneischen Schriften. (Hermeneutische Untersuchungen zur Theologie 8.) Tübingen 1967. Verlag J. C. B. Mohr. 186 Seiten.

Die beiden Arbeiten von Schülern des Marburger Neutestamentlers und Begründers der „Neuen Hermeneutik“ E. Fuchs dürfen zusammen angezeigt werden, weil jede in ihrer Weise in sorgfältiger Behandlung des Themas ein bedeutendes Zeugnis für eine hermeneutisch bewußte und im theologischen Denken disziplinierte Auslegung des Neuen Testaments ist. *Schunack* erarbeitet in theologischer Exegese, die dem theologischen Denken, das sich im Text bezeugt, nachfragt, das Todesverständnis bei Paulus, das sich nur im Zusammenhang von Gesetz, Sünde und Tod angemessen zeigt. Das Gesetz bringt seinem Wesen nach die Sünde zur Sprache, es hält die Situation des Glaubenden als die von Sünde und Tod bestimmte Wirklichkeit des Menschen fest. Insofern die Situation des Glaubenden aber durch die Zeit des Glaubens, durch den lebendigmachenden Geist neu qualifiziert ist, hat der Tod sein Gesicht verändert: „Durch Jesu Tod ist der Tod zu dem die Herrlichkeit und Macht rühmenden Prädikat Gottes geworden, da in diesem Prädikat Gott als Gott erscheint. Weil das Wort Gottes da zu Wort kam, wo der Tod ist, ist Gott da, wo der Tod war: beim Menschen“ (S. 284).

Auch *J. Heise* bietet ein vorzügliches Beispiel sachgerechter „existentialer“ Interpretation, indem er anhand der johanneischen Theologie des Bleibens den Ort des Menschen auslegt, der im Glauben durch neue Zeit und neuen Raum – den von Gott in Jesus eingeräumten Raum der Liebe – qualifiziert ist. Die Ortsveränderung im Glauben (und der Liebe) zeigt sich insbesondere darin – und hier berühren sich die johanneischen Aussagen sehr eng mit den von *Schunack* erhobenen paulinischen –, daß die Glaubenden vom Tod ins Leben hinüberschritten sind. Jesu Jünger sollen in Jesus, in der Liebe bleiben; sie sind in einen Raum eingewiesen, in dem sie bleiben können, in dem ihnen Zukunft gewiß ist, weil Gott bei ihnen bleibt.

Beide Studien, philologisch exakt und historisch kritisch erarbeitet, zeigen, daß Exegese, sofern sie nicht im Vordergründigen steckenbleibt, sondern zu theologischem Denken vordringt, in unerhört lebendiger Weise „erbau-lich“ sein kann. R. P.

RUDOLF SMEND: Elemente alttestamentlichen Geschichtsdenkens. (Theologische Studien herausgegeben von Karl Barth und Max Geiger, Heft 95.) Zürich 1968. EVZ-Verlag. 37 Seiten.

Die Schrift, so kurz sie geraten ist, wirft auf und behandelt schwerwiegende Probleme alttestamentlichen Denkens, besonders des Geschichtsdenkens. Von Eduard Meyers Behauptung, die Blütezeit jüdischen Königtums habe eine wirkliche Geschichtsschreibung geschaffen, wird ebenso eindeutig abgerückt wie von der These Köhlers, der hebräische Geist kenne kaum Vergangenheit oder Geschichte. Der Verfasser billigt Israel *Elemente* des Geschichtsdenkens zu und behandelt sie im einzelnen. Die Geschichte ist nach ihm nicht *die* Denkform des alttestamentlichen Glaubens, sondern eine unter mehreren, denen des Kultus, des Rechtes und der Weisheit. Das geschichtliche Denken ist aber unter allen Denkformen des ATs die hervorragendste. Die drei großen Geschichtswerke des ATs, der Pentateuch, das deuteronomistische und das chronistische Geschichtswerk, sind durch die Forschung als einheitliche und authentische Dokumente nicht bestätigt worden. Je mehr aber ihre historische Aussagekraft entwertet wurde, desto deutlicher trat die theologische Grundaussage des Pentateuchs als ganzes, ebenso die des Deuteronomisten und Chronisten hervor.

„Das mythische Denken des Alten Testaments kennt und beschreibt Vorgänge ... als zweierlei, nämlich als Ätiologie und als Paradigma“ (S. 10). Die Ätiologien antworten auf die Frage Warum, sie stellen beschiedene Anfänge menschlicher Wissenschaft dar, entspringen nicht nur der Neugier und dem Wissensdrang, sie sollen oft genug fixieren und legitimieren, sie befriedigen damit eher ein Lebensbedürfnis als ein Kausalitätsbedürfnis. „Grundsätzlich hat alles seine Ätiologie, und so auch die Welt selbst mit ihren großen unveränderlichen Bestandteilen. Davon handeln die ersten Kapitel der Genesis“ (S. 15). Da soll nicht bloß der Bestand der Welt erklärt, sondern auch fixiert werden. Bei der Ätiologie ist „der gegenwärtige Tatbestand das Gegebene, der Ausgangs- und Zielpunkt. Er ist konstant, die Ätiologie variabel, er ist historisch, die Ätiologie braucht es nicht zu sein“ (S. 15). Doch läßt die moderne Forschung bei ihrer historischen Auswertung alle Vorsicht walten.

Ein zweites Motiv geschichtlichen Denkens im AT ist das Darstellen eines Geschehens als Paradigma. Doch ist die Tendenz dieser nichtätiologischen Erzählungen unauffälliger, unaufdringlicher und selten ausdrücklich formuliert. Sie nennen nicht, die Moral von der Geschichte, und doch erzählen sie um ihretwillen und leiten den Hörer und Leser auf sie hin (S. 19). Die Konjunktion zwischen Vorgang und Skopus heißt bei der Ätiologie ‚weil – darum‘, beim Paradigma ‚wie – so‘. Der erzählte Vorgang in der Vergangenheit ist Parallele, aber nicht nur das, sondern auch Paradigma, Typus, Präzedenzfall für einen anderen Vorgang. Oft genug ist eine Erzählung zugleich ätiologisch und paradigmatisch.

Aus den einzelnen Sagen entstehen Sagenkränze (um Personen, Orte, Gegenstände, Menschengruppen, Aktionen, Itinerare). Im weiteren Wachstum werden die Personen unter irgendeinem Gesichtspunkt nacheinander geordnet, eine Zeitfolge bildet sich heraus, Anfang chronologischer Ordnung. Schließlich wird das gesamte Material umklammert durch die Beziehung auf das Volk Israel und den Gott Jahwe. Zu den Sagenkränzen treten